

Das Heimtier

Märchen aus Ostpreußen

Eines frühen Morgens ging die junge Frau des Schäfers mit ihm hinaus auf den Weideanger und trug ihr kleines Kindchen auf dem Arm. Sie begleitete ihren Mann aber, um ihn zu trösten und zu beruhigen, denn er war heute ganz besonders unwirsch über das ärmliche Leben, das sie führen mussten, und hatte ihr die halbe Nacht hindurch vorgeredet, was wohl aus dem kleinen Söhnchen einmal werden sollte. Das Kind liebte er mehr als sein Leben und hätte gern alles dafür getan, dass es in der Welt vorankomme, aber er wusste nie, wie er das zu machen hatte, und vergrämte sich schier vor Sorgen.

Als sie nun mit der Herde an den Weideanger kamen, streckte der kleine Junge lautjauchzend seine Händchen nach etwas Glänzendem aus, und wie sie näher zusahen, waren es zwei Schafe mit goldener Wolle, die eben in eiliger Flucht zwischen den benachbarten Steinblöcken und Bäumen verschwanden. Der Schäfer übergab die Herde samt dem Hunde seiner Frau zur Obhut und folgte der Spur der entflohenen Goldtiere. An der Waldecke blickte er noch einmal zurück und sah, wie ihm sein Junge mit erhobenen Ärmchen nachwinkte.

Dann ging er rüstig voran durch Dickicht und Geröll, bis er an den Eingang einer finsternen, schrecklichen Höhle kam, in die er entschlossen hinein trat. Lange Zeit, wie lange wusste er selbst nicht, tastete er im Dunkeln an den Wänden hin, bis es endlich heller wurde. Voll Staunen sah er sich in einer prachtvollen gewölbten Halle von fast unabsehbarer Ausdehnung, dann kam ein herrlich geschmückter Saal, und noch einer und noch einer und immer so fort, dass er am Ende die Zahl der Säle gar nicht mehr wusste. Viele, viele Stunden glaubte er schon gewandert zu sein, und da legte er sich vor Müdigkeit und Erschöpfung nieder und schlief ein.

Als er erwachte, lag sein Haupt im Schoße eines wunderschönen Weibes. Die sah ihn an mit Augen so tief wie das Meer und strich ihm mit ihren weißen Händen zärtlich über das Haar. »Nun bist du endlich zu mir gekommen«, sprach sie, »ich habe schon so lange auf dich gewartet. Nun musst du auch bei mir bleiben immerdar, und ich will ganz dir gehören. Aber du musst auch mir gehören ganz und gar, gib mir deine Seele, gib mir deine Seele!«

Den Schäfer überlief es glühendheiß und eiskalt. Er blickte sie an und sah, wie wonnesam und herrlich sie war. Er schloss die Augen, und da stand seine junge Frau auf dem Weideanger, wo er sie zuletzt gesehen, und sein kleiner Knabe, der die Ärmchen nach ihm streckte. »Nein«, schrie er, »ich kann dir nicht gehören.«

»Du willst nicht«, sagte die Elfin, »schau her, was mit jenen geschieht, denen du zu gehören meinst.«

Da öffnete sich in der Wand ein weiter Spalt, und voll Schrecken erblickte er, wie sich ein Rudel Wölfe auf seine Herde geworfen hatte und der stärkste Wolf, der eben den treuen Hund zerfleischt hatte, im Begriffe stand, sich auf den kleinen Knaben zu stürzen. »Ich will ihn retten«, raunte ihm die Elfin ins Ohr, »aber gib mir deine Seele.«

Dem Schäfer schwindelte der Kopf, und sein ganzer Leib zitterte wie Espenlaub. »Nein«, rief er mit letzter Kraft und sank betäubt zu Boden.

Ein dumpfes, fernes Rauschen weckte ihn auf, und er versuchte sich zu erheben. Aber das ging nicht so leicht, seine Glieder, sonst so geschmeidig und kräftig, kamen ihm viel steifer vor. Mühsam kam er die Wand entlang und sah sich vor einem großen Spiegel, der ihm sein Bild zurückwarf.

Da war ihm ein mächtiger Bart gewachsen bis über die Brust herab, und in seinem Gesicht sah er Runzeln und Furchen, die sonst nicht darin gewesen waren. Er drehte sich um, da lag die Elfin zu seinen Füßen und umschlang sie. »Gib mir deine Seele, ich muss eine Seele haben von deiner Art.«

Er konnte nicht sprechen und schüttelte bloß das Haupt. »Sieh hier«, fuhr sie fort, »deinen Sohn in Gefahr; ich habe ihn damals gerettet, jetzt will er über den Abgrund springen, aber er wird hinunterstürzen und drunten an

den Felsblöcken zerschellen. Ich will ihn retten, den stattlichen großen Jungen, aber du kennst die Bedingung.«

»O Gott«, seufzte der Schäfer, »wo ist die Zeit geblieben«, als er statt seines kleinen Kindes seinen großen zwölfjährigen Sohn sah. Es war ihm, als krallte sich eine eiserne Hand um sein Herz.

»Hinweg, Versucherin«, ächzte er mit erlöschender Stimme, und wieder schwand sein Bewusstsein unter furchtbaren Schmerzen.

Als er von neuem erwachte und in den Spiegel schaute, war sein Bart grau geworden und sein Gesicht noch mehr gealtert. Die Elfin stand von ihm entfernt und blickte scheu und traurig herüber. »Es ist die höchste Zeit«, flüsterte sie, »schau hin, diesmal kann ich ihn nicht retten, und wenn ich mich selbst dafür hingeben wollte. Oben im Balkenloch sitzt das Heimtier, das ihn krank macht, und wenn das nicht getötet wird, so muss dein Sohn sterben bis zum nächsten Tage, und seine Mutter wird es auch nicht überleben.«

Der Schäfer blickte hinaus mit starren Augen. Da lag sein Sohn, ein zwanzigjähriger Jüngling, auf dem Krankenlager in der Fieberglut, und neben ihm lehnte die Mutter und rang verzweifelnd die Hände. Oben aber im Balkenloche saß das Heimtier, und niemand wusste es. »Gibt es keine Rettung?« fragte der Schäfer flehend.

»Du kennst sie, aber es soll ja nicht sein«, sagte sie leise, und ihre Gestalt wurde blass und blässer, bis sie verschwand.

Wie ein Trunkener wankte der Schäfer fort, und es war ihm, als zöge ihn eine ungeheure Last immer wieder zu Boden. »Das sind meine gealterten Glieder«, sagte er vor sich, »aber ich will wandern und wandern mit letzter Kraft, vielleicht dass ich noch recht komme, und wenn nicht, so will ich wenigstens mit ihm zusammen sterben.« So schleppte er sich langsam weiter und kam endlich an das Höhlentor, durch welches er damals hineingegangen war. Noch ein paar Schritte weiter, und er stand mitten unter den Steinblöcken. Da war es ihm, als ob er sich auf einmal verjügte. Ein Hund bellte vom Weideanger. »Das ist ja grade, als ob das mein Packan wäre«, murmelte er, und als er mit Riesenschritten fortging zum Waldessaum, da

stand vor ihm seine Frau und genau so, wie er sie verlassen hatte, und der kleine Junge, den sie trug, streckte ihm laut jauchzend die Ärmchen entgegen.

»Nun«, rief die Frau, als er näher herankam, »du bist ja bald schon zurück, ich dachte, du würdest den Goldtieren den halben Tag lang nachjagen, und da bist du schon wieder; bringst aber nichts Goldenes mit, sondern bloß ein verstörtes, verhetztes Gesicht.«

Der Schäfer setzte sich nieder und bebte am ganzen Leibe; der kleine Junge krabbelte an ihm empor und streichelte ihm die Backen und küsste ihn einmal über das andere Mal, die Frau aber sagte lachend: »Ich glaube, dir ist schwach geworden vor Hunger, wir wollen aus deinem Lederranzen unser Mittagbrot holen, das wird schön werden, wenn ich ihn aufmache.«

Wie sie den Ranzen nun öffnen wollte, kam ihr das aber sonderbar vor, denn er war so schwer und dick, dass sie ihn kaum handhaben konnte, und dachte, der Mann habe ihn voll Steine gestopft, um nach den Goldtieren zu werfen.

Als sie aber den Ranzen geöffnet hatte und der Inhalt zum Vorschein kam, war sie starr vor Staunen und Verwunderung. Steine kamen wohl heraus, aber Edelsteine und Karfunkelsteine von einer Menge und Größe und Schönheit, wie kaum ein König sie haben kann. »Mann«, brach sie los, »wo hast du, bei Gott, die Herrlichkeiten her«, und der Kleine kroch von des Vaters Schoß in den glänzenden Haufen und wühlte darin herum.

»Frau«, sagte der Mann, dem es gar glücklich ums Herz war, »ich habe wirklich Hunger und will dir das beim Essen erzählen.« Und er aß und erzählte und erzählte und aß, sie aber hörte nur zu mit weitgeöffneten Augen, bis er fertig war.

»Du hast geträumt«, rief sie, »aber du hast im Traum den herrlichen Schatz gefunden, und nun sind wir reiche Leute. «

»So wollen wir es gelten lassen«, meinte er, hatte aber doch sein heimliches Bedenken, und schon beim Nachhausewege mit dem wohlgepackten Ranzen schaute er um und um nach den Wölfen im Traum;

es kamen aber keine und konnten auch fürder nicht mehr kommen, denn an dem Tage waren die Schafe zum letzten Male gehütet.

Nun kauften sie sich Ländereien und Waldungen und ein Schloss und hatten alles, was ein Mensch nur an Geld und Gut begehren kann. Der arme Schäfer, der nun ein großer reicher Herr geworden war, vergaß aber nie, wie Armut tut, und war ein Wohltäter aller Hilfsbedürftigen weit und breit. Er vergaß aber auch nicht, was er in der Felshöhle von der Zukunft seines Sohnes geschaut hatte, und wie er zwölf Jahre geworden, ließ er ihn nicht einen Augenblick mehr von sich und bewahrte ihn Tag und Nacht, dass die Frau das gar nicht begreifen konnte. Das Jahr ging vorüber, ohne dass etwas dem Jungen zugestoßen wäre, und noch ein Jahr und Jahre auf Jahre. Der kleine Junge war ein stattlicher Jüngling geworden, klug und bescheiden, tapfer und doch sanftmütig dabei, dass alle Menschen, vor allem aber die Eltern, ihre Freude an ihm hatten.

Eines Abends kam der Vater zurück von der Jagd, auf der er den ganzen Tag gewesen, da stürzte ihm im Schlosshof das Gesinde lautjammernd und händeringend entgegen, und als er die Treppe hinaufstieg, kam der gelehrte Heilmeister auf ihn zu und schüttelte traurig den Kopf. Der Vater eilte in das Zimmer, da lag sein Sohn fiebergelb und bewusstlos im Bett, die Mutter saß verzweifelt neben ihm.

Wie ein Blitz schoss es ihm durch den Kopf: Das ist das Heimtier, das konnte die Fee nicht töten. Und sprang hinauf auf das Krankenbett und stieß seinen Jagdspeer in das Balkenloch. Da tat es einen entsetzlichen Schlag, davon das Schloss in seinen Fugen bebte, dann klang eine wunderschöne liebliche Musik. Der Sohn saß kerngesund und frisch auf in seinem Bette und schaute unverwandt auf das schöne, junge Frauenbild, das auf einmal im Zimmer stand. »Ja, du bist es«, rief er, »die ich im Traum gesehen.« Und als der Vater sie ansah, glich sie aufs Haar der Elfin, nur sah sie noch viel jünger und schöner aus. »Nun«, sprach sie, »nun bekomme ich doch deine Seele und soll deine Tochter werden.« Da gab es Hochzeit und große Herrlichkeit und Freude.

Märchen von Männern – Märchen der Welt
Hrsg.: Stephan Marks, Fischer TB-Verlag, Frankfurt